

Bodenloses Spurenlesen¹.

Probleme der kulturen- thropologischen Empirie unter den Bedingungen der Emergenztheorie

Elisabeth Timm

Die Tiefe hat (nicht nur) in der Kulturanalyse wissenschaftlich ausgedient: als Methode, als Modus der Artikulation und Repräsentation von Daten, als Interpretament, als Erkenntnisziel. Im Unterschied zum tiefenhermeneutischen Indizienparadigma, das Carlo Ginzburg wissenschaftsgeschichtlich rekonstruiert und benannt hat, führt und schaltet das Oberflächenparadigma in die Horizontale. Das Indizienparadigma, so Ginzburg, hatte sich im 19. Jahrhundert herausgebildet. Daten wurden damit als Spuren konzipiert und als Artikulationen – eben: Indizien – verborgener Prozesse und Kräfte interpretiert. Dabei kann es sich um unterschiedliche Kräfte handeln: ökonomische Interessen in der kapitalistischen Vergesellschaftung, Triebe im Subjekt, das Zusammenspiel von Habitus und Feld in der Kultur, biologische Prozesse im Körper, überlieferte Sprachspiele etc. Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist das Indizienparadigma mit Methoden, analytischen Perspektiven und theoretischen Konzepten konfrontiert,² die solche in die und mit Tiefe argumentierenden Fragestellungen und Schlussfolgerungen ablehnen und eine Vorgehens- und Argumentationsweise an der Oberfläche explizit fordern. Sie entstanden im Umfeld des französischen Strukturalismus, der Wissenschaftsgeschichte und

1 Dieser Text ist eine überarbeitete Fassung meines Vortrages »Bodenloses Spurenlesen. Überlegungen zur Metapher der Tiefe in der qualitativen Methodik der Kulturanthropologie«, dgv-Hochschultagung am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Universität Innsbruck, September 2012.

2 Historisch viel weiter zurückreichende Bezüge sind beschrieben, hier aber nicht weiter relevant.

der Wissenschaftsphilosophie. Ihnen gemeinsam ist (in der Analyse wie als Erkenntnisinteresse und Untersuchungsgegenstand) die Ablehnung von totalisierten Entitäten, von Stabilität und langen historischen Entwicklungen, von Struktur, Ordnung und Überlieferung, von deterministischen Deutungen auf der Grundlage verborgener Ursachen sowie die Betonung von Neuem, Zufall, Prozess, Situation, Kontingenz und Emergenz.

In der Europäischen Ethnologie sind beide Zugänge relevant. Dieser Beitrag problematisiert neuere methodische Schlussfolgerungen aus emergenztheoretischen Zugängen. Dazu erörtere ich zunächst das Indizienparadigma und drei zentrale Stränge des Oberflächenparadigmas. Anschließend frage ich nach den Voraussetzungen und Konsequenzen der Praxeografie, die in der Europäischen Ethnologie als empirischer Weg vorgeschlagen wird. Diese Kontextualisierung führt zunächst zum Befund, dass dieser Weg kein neuer ist. Vielmehr als um eine bloße methodenhistorische Korrektur geht es in der folgenden Argumentation aber um die subjekt- und zeichentheoretischen Prämissen emergenztheoretischer Datenproduktion.

Vertiefen: das Indizienparadigma als Forschungsinstrument und anthropologische Gründung des Denkens

Für die »Humanwissenschaften« hat Carlo Ginzburg das Indizienparadigma nicht nur benannt, sondern auch wissenschaftshistorisch und erkenntnistheoretisch erörtert. »Paradigma« steht bei ihm für »epistemologisches Modell«³. Ginzburg stellt fest, dass im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts drei wissenschaftliche Methoden ihre Schlüsse auf »unendlich feine(n) Spuren« gründen: im Fall der Freud'schen Psychoanalyse die »Symptome«, für den Kriminalisten Sherlock Holmes »Indizien« sowie in der Kunstgeschichte »malerische Details«, anhand derer Giovanni Morelli die Autorschaft von unsignierten Kunstwer-

3 Carlo Ginzburg: Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst. Berlin 1995, S. 7. (Deutsche Erstausgabe: Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis. Berlin 1983; zuerst unter dem Titel: Spurensicherung. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli – Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst. In: Freibeuter 3, 1980, S. 7–17 und 4, 1980, S. 11–36).

ken rekonstruierte.⁴ Solche Indizien dienen analytisch dazu, »eine tiefere, sonst nicht erreichbare Realität einzufangen«. Ginzburg interpretiert das Indizienparadigma als Herausbildung der »Semiotik« schlechthin,⁵ hier in Gestalt des »Modell(s) der medizinischen Semiotik: einer Wissenschaft, die es erlaubt, die durch direkte Beobachtung nicht erreichbaren Krankheiten anhand von Oberflächensymptomen zu diagnostizieren, die in den Augen eines Laien [...] manchmal irrelevant erscheinen.«⁶

Aber Ginzburg belässt es nicht bei der Rekonstruktion der jüngeren Wissenschaftsgeschichte. Er verortet das Indizienparadigma in der Ur- und Frühgeschichte der Menschheit, wo, »(dessen) Wurzeln (hin) zurückreichen«. Das zweite Kapitel seines Textes beginnt mit dem Satz: »Jahrtausendlang war der Mensch Jäger.«⁷ Ginzburg geht hier nicht nur wissenschaftshistorisch vor, sondern arbeitet selbst als Fährtenleser und Spurendeuter, indem er mit seinen Schlussfolgerungen dokumentierte und nicht dokumentierte Geschichte verbindet: Wenn »eine verbale Dokumentation fehlt, müssen wir – neben Felsmalereien und Gebrauchsgegenständen – auf Märchen zurückgreifen, die uns manchmal ein verspätetes und verformtes Echo vom Wissen dieser längst vergangenen Jäger abgeben.« Ginzburg verwendet als Quelle eine komparative Überlieferung des Märchensammlers und Märchenforschers Alexander N. Wesselofsky aus dem 19. Jahrhundert:⁸ Das Märchen von drei Brüdern, die ein verloren gegangenes Pferd oder

4 Ebd., S. 17 (dort auch das Folgende).

5 Ebd., S. 21.

6 Ebd., S. 17.

7 Ebd., S. 18 (dort auch das Folgende).

8 Die Volkskunde weiß einiges über die Wissenschaftsgeschichte dieser Märchensammlung und über die Geschichte des Spurenlesens: In der Märchenforschung firmiert diese Märchengruppe unter »Die scharfsinnigen Brüder« (AaTh 655, 655 A) bzw. das Motiv als »Scharfsinnsprobe«, vgl. Christine Shojaei Kawan: Scharfsinnsproben. In: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 11. Berlin, New York 2004, Sp. 1230–1232. Kurt Ranke erörtert das Motiv mit der historisch-geografischen Methode der Erzählforschung, weist aber auch auf seine soziale Situierung in einer »Nomaden- (oder Jäger-?) Bevölkerung« hin, deren »Spurenkenntnisse« buchstäblich legendär in unterschiedlichen Gattungen wurden. Es handele sich um »ein exzellentes Beispiel für »Scoutlateins«, das mit hoher Wahrscheinlichkeit in der Geisteswelt altarab. Beduinen erdacht worden ist« (Kurt Ranke: Brüder: die scharfsinnigen B. In: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 2. Berlin, New York 1979, Sp. 874–887). Die von Ginzburg verwendete Märchensammlung stammt vom rus-

Kamel beschreiben, aufgrund der Genauigkeit der Beschreibung dann vom Besitzer des Tieres als vermeintliche Diebe vor Gericht gestellt werden, wo sie ihre Unschuld beweisen können, indem sie erläutern, »wie sie das Aussehen des Tieres, das sie nie gesehen haben, mit Hilfe kleinster Indizien rekonstruieren können«. Ginzburgs Lektüre des Märchens deutet es einerseits als verkehrten Indizienprozess: Die Angeklagten erweisen sich als unschuldig, indem sie die Realismuspotenz eines Deutungsverfahrens beweisen. Andererseits fungiert das Märchen als Gründungsdokument für Ginzburgs außerordentlich weit reichende Schlussfolgerungen zum »Jäger«: »Im Verlauf zahlreicher Verfolgungsjagden lernte er, aus Spuren im Schlamm, aus zerbrochenen Zweigen, Kotstücken, Haarbüscheln, verfangenen Federn und zurückgebliebenen Gerüchen Art, Größe und Fährte von Beutetieren zu rekonstruieren. Er lernte es, blitzschnell komplexe geistige Operationen auszuführen, im Dickicht des Waldes wie auf gefährlichen Lichtungen. Über viele Generationen hinweg bereicherten die Jäger dieses Erkenntnisvermögen und überlieferten es.« »Charakteristisch für dieses Wissen ist die Fähigkeit, in scheinbar nebensächlichen empirischen Daten eine komplexe Realität aufzuspüren, die nicht direkt erfahrbar ist. [...] Der Beobachter organisiert diese Daten so, daß Anlaß für eine erzählende Sequenz entsteht, [...]. Vielleicht entstand die Idee der Erzählung selbst (im Unterschied zu Zaubersprüchen, Beschwörung und Anrufung) zuerst in einer Gesellschaft von Jägern und aus der Erfahrung des Spurenlesens.«⁹ Neben Ginzburgs Skepsis (»natürlich nicht beweisbare [...] Hypothese«) ist sein Wille zur menschheitsgeschichtlichen Synthese markant: »Tierspuren »entziffern« oder »lesen«: das sind metaphorische Ausdrücke. Man ist aber versucht, sie wörtlich zu nehmen – als verbale Kondensation eines historischen Prozesses, der in

sischen Literaturhistoriker und Folkloristen Alexander Wesselofsky (1838–1906), der nach dem Studium in Moskau und Berlin (dort u.a. bei H. Steinthal) als Professor an der Universität St. Petersburg lehrte; er vertrat zunächst (als Zeitgenosse der Brüder Grimm) die Mythologische Schule der Erzählforschung, später aber eine historisch-vergleichende Analyse und gilt als Vorreiter einer strukturalen Anthropologie (vgl. Nikita Petrov: Veselovskij, Aleksandr Nikolaevič. In: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 14 Lieferung 1. Berlin, Boston 2011, Sp. 176–178). Shojaei Kawan dokumentiert einige literarische (mithin: die erzählhistorischen) Quellen für Doyles »Deduktionstechnik« (Sp. 1231).

9 Ginzburg (wie Anm. 3), S. 19 (dort auch das Folgende).

einem sehr langen Zeitraum zur Erfindung der Schrift führte.«¹⁰ Das belegt er mit der Überlieferung »mesopotamischer Wahrsager« seit dem 3. Jahrtausend vor Christus. Die ist für seine Rekonstruktion des Indizienparadigmas vor allem deshalb aussagekräftig, weil das Wahrsagen durch die Konfrontation mit der Erfindung der Schrift gezeichnet ist. Dadurch geriet die Evidenzerzeugung mittels Indizienparadigma in Bedrängnis und wurde begründungspflichtig, was wiederum Quellen für Ginzburgs kleine Wissenschaftsgeschichte des Indizienparadigmas produzierte.¹¹ Ginzburg erläutert damit die für das Indizienparadigma »grundsätzliche Tendenz, die Ursache aus der Wirkung herzuleiten« und so eine »Totalität«¹² zu rekonstruieren. Schließlich resümiert er: »Aber hinter diesem Indizien- und Wahrsageparadigma erahnt man den vielleicht ältesten Gestus in der Geschichte des menschlichen Intellekts: den des Jägers, der im Schlamm hokkend (sic!) die Spuren der Beute untersucht.«¹³

10 Hier tritt der Realismus des indizienparadigmatischen Vorgehens besonders deutlich zu Tage: Ginzburg liest sprachliche Zeichen als Indizien eines »historischen Prozess(es)«, an dessen Beginn er »den Jäger« stellt. Die Analogie zu Sigmund Freuds Vorgehen in Totem und Tabu (1912/13) ist frappierend: Auch dort findet sich eine historisch-realistische menscheitsgeschichtliche Schlussfolgerung (Urvatermord) auf der Grundlage aktueller empirischer Beobachtungen (ödpales Begehren); instruktiv aufgewiesen und wissenschaftshistorisch gedeutet von: Thomas Hauschild: Ethno-Psychoanalyse: Symboltheorien an der Grenze zweier Wissenschaften. In: Wolf-Dietrich Schmied-Kowarzik, Justin Stagl (Hg.): Grundfragen der Ethnologie. Berlin 1981, S. 151–168. Im Kontext der Philosophie und Wissenschaftstheorie würde man Ginzburgs Vorgehen wohl als »positivistisch« bezeichnen; in der Sozial- und Kulturanalyse ist der Begriff »Realismus«/»realistisch« passender.

11 Ginzburg (wie Anm. 3), S. 20 f. (dort auch das Folgende).

12 Ebd., S. 47.

13 Ebd., S. 21. Es ist an dieser Stelle nicht notwendig zu erörtern, wie Ginzburg hier Geschlechtergeschichte sowohl (absichtlich-provozierend) schreibt als auch beschreibt. Ich weise nur auf die zwei Publikationen hin, die den Jäger-Mann-Mensch-Ursprungsmythos mit je eigener Ernsthaftigkeit wissenschaftlich hervorbrachten und populär machten: Richard D. Lee, Irven DeVore (Hg.): man the hunter. the first intensive survey of a single, crucial stage of human development – man's once universal hunting way of life. New York 1969; Sally Linton: Woman the Gatherer. Male Bias in Anthropology. In: Sue-Ellen Jacobs (Hg.): Women in Cross-Cultural Perspective. A Preliminary Sourcebook. Urbana 1971, S. 9–21. Sowie natürlich auf Donna Haraway, die die feministische Kritik in diesem Feld nicht als Korrektur, sondern als Variante der Hervorbringung von Wissen mit Ge-

Ginzburg zufolge kam es dann in der griechischen Antike in der hippokratischen Medizin zu einer Verwissenschaftlichung des semiotischen Paradigmas, indem sie zur Identifizierung von Krankheiten »Symptome« interpretierte: »Die Krankheit an sich sei unerreichbar.«¹⁴ Diese Unerreichbarkeit war kein wissenschaftlicher Vorbehalt, sondern folgte aus der »Gegenüberstellung von Unmittelbarkeit göttlicher Erkenntnis einerseits und bloß vermutendem Erkennen des Menschen andererseits: Weil die Transparenz der Wirklichkeit negiert wurde, erschien ein Indizienparadigma als legitim«. Gleichwohl war das Indizienparadigma fortan konfrontiert mit dem Ideal eines autonomen menschlichen Erkennens, das von Gott buchstäblich absehen konnte. Mit Galileis Physik ging die Konfrontation zugunsten der Wissensformen aus, die nomothetisch und quantifizierend vorgehen, vom Einzelfall abstrahieren und Subjektivität als nicht produktiv bei der Wissensgenerierung außer Acht lassen.¹⁵ Zugleich aber entstanden Reservate der abgedrängten Intuition, Erfahrungs- und Deutungskunst; Ginzburg sieht hier beispielsweise den bürgerlichen Roman, der konkrete empirische Erfahrungen durch einen »Zugang zur Erfahrung im Allgemeinen« kompensiere.¹⁶ Daraus entwickelte sich die heute vorfindbare Scheidung der Natur- von den Humanwissenschaften.¹⁷ Ginzburg beschreibt diese nicht nur, sondern er fordert für die

schlecht erkannte: Donna Haraway: *Primate Visions. Gender, Race, and Nature in the World of Modern Science*. New York 1990.

14 Ebd., S. 22 (dort auch das Folgende).

15 Ebd., S. 23 f.

16 Ebd., S. 36. Die Abdrängung des empirischen, also erfahrungswissenschaftlichen Moments innerhalb der akademischen Medizin belegt Michel Foucault: Am Beginn des 18. Jahrhunderts klassifizierte die französische Wissenschaftspolitik bei der Reorganisation der Universitätsfakultäten »Empiriker« explizit als »Scharlatane« (Michel Foucault: *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*. Aus dem Französischen von Walter Seitter. 7. Aufl. Frankfurt a.M. 2005, S. 60).

17 Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass Ginzburgs dichotomisierende Darstellung der Disziplinen wie der Wissenstypen Einsichten der neueren Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsphilosophie nicht standhält. Vgl. dazu Ginzburgs eigene Erörterung solcher Einwände: Carlo Ginzburg: *Spuren einer Paradigmengabelung: Machiavelli, Galilei und die Zensur der Gegenreformation*. In: Sybille Krämer, Werner Kogge, Gernot Grube (Hg.): *Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*. Frankfurt a.M. 2007, S. 257–280. Sybille Krämer ordnet Ginzburgs »Nobilitierung des Spurenlesens als Wissenstechnik«

Humanwissenschaften ein Bekenntnis zum »Wissenstyp« Indizienparadigma, als »Formen eines tendenziell stummen Wissens – und zwar deswegen, weil sich seine Regeln nicht dazu eignen, ausgesprochen oder gar formalisiert zu werden«, »bei diesem Wissenstyp spielen unwägbara Elemente, spielen Imponderabilien eine Rolle: Spürsinn, Augenmaß und Intuition«¹⁸. Dabei unterscheidet er »eine niedere und eine hohe Intuition«, wobei die »niedere Intuition« in den Sinnen (wurzelt)«. Der sinnlich aufgespürte »tiefe Zusammenhang (erklärt) die Phänomene der Oberfläche«¹⁹. Die niedere Intuition als Instrument des Indizienparadigmas verortet Ginzburg wiederum machtkritisch und sozialhistorisch, sie sei »in der ganzen Welt verbreitet und deshalb jeder Form höheren Wissens, dem Privileg weniger Erwählter, ganz fern. Sie [...] ist im Besitz der Bengalen, die von Sir William Herschel ihres Wissens enteignet wurden, sie ist im Besitz der Jäger, der Seeleute, der Frauen. Und sie bindet das Tier Mensch an alle anderen Tierarten.«²⁰

Carlo Ginzburg konnte seine Würdigung des Indizienparadigmas noch als Verteidigung der Humanwissenschaften gestalten. Dafür musste er allerdings in Kauf nehmen, die Dichotomie von quantifizierend/objektiv/verallgemeinernd/abstrakt versus qualitativ/subjektiv/kasuistisch/empirisch-konkret fortzuschreiben und damit jene Ordnung des Wissens zu stärken, an der seine kritische Beobachtung eigentlich ansetzt. Das resultierte daraus, dass Ginzburg in der Histo-

philosophisch und zeichentheoretisch ein als einer der Fälle, in denen das »zeichenhafte Weltverhältnis« des Menschen artikuliert ist: »Aber bilden konventionelle Zeichen und unwillkürliche Spuren überhaupt verschiedene Klassen von Gegenständen oder akzentuieren diese nicht eher zwei unterschiedliche Perspektiven, in denen *jedes* semiotische Vorkommnis zu betrachten ist?« (Hervorhebung im Original) Sybille Krämer: Was also ist eine Spur? Und worin besteht ihre epistemologische Rolle? Eine Bestandsaufnahme. In: Krämer, Kogge, Grube (ebd.), S. 11–33, hier S. 12; sowie dies.: Immanenz und Transzendenz der Spur: Über das epistemologische Doppelleben der Spur. In: Krämer, Kogge, Grube (ebd.), S. 155–181. Krämers Interesse am Spurenlesen als »Ariadnefaden [...], der uns aus der »reinen« Zeichenwelt hinausführt und mit der Dinghaftigkeit, Körperlichkeit und Materialität der Welt verbindet«, zielt auf eine materialistische und praxeologische Neuausrichtung der Sprach- und Zeichentheorie (Krämer: Was also ist eine Spur?, S. 13).

18 Ginzburg (wie Anm. 3), S. 49 f. (dort auch das Folgende).

19 Ebd., S. 47.

20 Ebd., S. 50.

rischen Anthropologie (bzw. *microstoria*) wissenschaftstheoretisch eine Variante des Realismus vertrat. Während er dabei »niedere Intuition« erkenntnistheoretisch jenseits von Macht situierte, identifizierte er die »mächtige und schreckliche Waffe der Abstraktion« gänzlich mit Macht.²¹ Damit unterschied er sich von der diskursanalytischen Geschichtsschreibung Michel Foucaults (der Wissen und Macht nicht externalistisch zueinander positionierte). Dessen Herangehensweise kritisierte Ginzburg an anderer Stelle: als »Rückschritt«, als inhaltsleeres »einfaches und reines Schweigen [...] allenfalls begleitet von einer stummen, ästhetisierenden Betrachtungsweise«, als »ästhetisierenden Irrationalismus«, der sich für Menschen (insbesondere »die Ausgeschlossenen«) nicht interessiere.²² Deshalb ist festzuhalten, dass Ginzburgs anthropozentrisches Plädoyer für einen bestimmten Wissenstypus und sein Einsatz für das Indizienparadigma situiert werden muss am Beginn der Auseinandersetzung mit posthumanistischen Positionen, die im weiten Feld des französischen Strukturalismus und der französischen Epistemologie entstanden sind.

Auftauchen: antihermeneutische Archäologie,
Historische Epistemologie und Wissenschaftsgeschichte
sowie Emergenztheorie markieren die Oberfläche

Ginzburg beschrieb und erarbeitete das Indizienparadigma als Gegenüber aufkommender Methodiken und theoretischer Ansätze, die eines gemeinsam haben: ein meist explizites Bekenntnis zur Oberfläche. Das beinhaltet in der Regel drei Elemente: Das Erkenntnisziel ist keine Totalität, Spuren werden eher als gelegt oder als aktiviert denn als vorgefunden und bestehend betrachtet, und Deutungen referieren nicht auf den Realismus von Gründen, die unter, vor oder hinter empirisch wahrnehmbaren Befunden liegen. Das Oberflächenparadigma ist genau genommen ein Flächenparadigma: horizontal statt vertikal argumentierende Wissenschaft, flächige statt räumliche Methodik. Formuliert und vertreten wird das in Michel Foucaults antihermeneu-

21 Ebd., S. 35.

22 Carlo Ginzburg: Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600. Aus dem Italienischen von Karl F. Hauber. Frankfurt a.M. 1979, S. 12.

tischer Archäologie, in der Historischen Epistemologie und Wissenschaftsgeschichte (v.a. Lorraine Daston und Hans-Jörg Rheinberger) sowie in emergenztheoretischen Ansätzen wie dem Konzept der *assemblage* oder der Akteur-Netzwerk-Theorie (v.a. Michel Callon und Bruno Latour).

In der *Archäologie des Wissens* theoretisiert Michel Foucault Daten auf eine neue Weise. Die historischen Quellen konzipiert er im Unterschied zu den von ihm so genannten »alten Fragen der traditionellen Analyse«²³ nicht mehr als Dokument, sondern als Monument. Zu den »alten Fragen« zählt er die nach »Kontinuität«, nach Ursprung und Kausalität und nach »Gesamtbedeutung«; außerdem auch die nach »einer kollektiven Mentalität« – hier zeigt sich die Auseinandersetzung mit dem Realismus, den die Mentalitätsgeschichte im Kontext der Annales-Schule vertrat. Das Quellenverständnis der historisch-kritischen Methode (»jene ganze große kritische Unruhe«), so Foucault, ist eine Erscheinungsform des Indizienparadigmas: »Das Dokument wurde immer als die Sprache einer jetzt zum Schweigen gebrachten Stimme behandelt, als deren glücklicherweise aber entzifferbare Spur.«²⁴ Statt einer solchen tieferhermeneutischen Durchdringung des Dokuments ruft Foucault die Forschung zurück in den Text: »Nun hat aber [...] die Geschichte ihre Position gegenüber dem Dokument verändert: sie stellt sich als erste Aufgabe nicht, es zu interpretieren, nicht zu bestimmen, ob es die Wahrheit sagt [...], sondern es von innen zu bearbeiten und es auszuarbeiten«. Die Foucault'sche Archäologie liest Dokumente nicht *als Spuren*, sondern *in Spuren*, an der Oberfläche. Während »die Geschichte in ihrer traditionellen Form es unternahm, die *Monumente* der Vergangenheit [...] in *Dokumente* zu transformieren und diese Spuren sprechen zu lassen, [...] (weil sie) insgeheim etwas anderes sagen, als sie sagen«, fordert er den umgekehrten Weg, nämlich »Dokumente in Monumente (zu transformieren)«. ²⁵ Die Lesart ist dann eben nicht mehr wie im Indizienparadigma eine indexikalische, bei der das Dokument als Verweis fungiert, sondern eine, wie Foucault selbst es nennt,

23 Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M. 1981 (deutsche Erstausgabe 1973), S. 10 f. (dort auch das Folgende).

24 Ebd., S. 14 (dort auch das Folgende). »Dokument« darf hier als Platzhalter für empirische Belege egal welcher Art gelesen werden.

25 Ebd., S. 15 (dort auch das Folgende), Hervorhebungen im Original, Anm. der Verf.

»immanente«, eine »immanente Beschreibung des Monuments«. Konsequenterweise ist das verbunden mit der Aufgabe von Totalität oder Totalisierung als Erkenntnisziel²⁶ und mit der Absage an die Idee, dass Geschichte auf menschliches Denken und Handeln zurückführbar ist. Ziel ist stattdessen, »eine Methode historischer Analyse zu definieren, die von dem anthropologischen Thema befreit ist«, »die von jedem Anthropologismus frei ist«. ²⁷ Das ist antihermeneutisch – nicht im Sinne einer Erkenntnis ohne Sinnerschließung, aber »Sinn« kann hier nicht auf Menschen bzw. auf ihre Gedanken (z.B. wie in der klassischen Ideen- oder Geistesgeschichte) oder auf Interessen (z.B. wie im Historischen Materialismus) zurückgeführt werden.

Das bevorzugte Untersuchungsgebiet dieses Programms wurde das Studium der Naturwissenschaften (und der Medizin): Gerade dort, wo sich die Rationalität zuhause sah, konnte besonders triftig aufgewiesen werden, dass sie oft mehr Effekt und nachgereichte Plausibilisierung als Ursache und Grund der Dinge ist. Die Relevanz dieses Konnexes für die Ende des 20. Jahrhunderts begonnene Intensivierung der Wissenschaftsgeschichte und insbesondere für deren Neuausrichtung als Historische Epistemologie kann wohl nicht hoch genug veranschlagt werden. Insbesondere Michel Foucaults diskursanalytische Einsichten aufnehmend²⁸ gelten ihre Studien überwiegend naturwissenschaftlichen Disziplinen, Verfahren und Gegenständen. Das verwundert nicht, konnten die Naturwissenschaften doch (wie eingangs auch mit Ginzburgs These zur Spurensicherung erörtert) Wissenschaftlichkeit und Rationalität schlechthin für sich reklamieren. Da es hier nicht um eine differenzierte Darstellung der Historischen Epistemologie geht,²⁹

26 Ebd., z.B. S. 10 u. 17.

27 Ebd., S. 28.

28 Nicht ausgeführt wird hier ein weiterer zentraler Begründungszusammenhang, nämlich die Dekonstruktion. Hans-Jörg Rheinberger, der die Historische Epistemologie mit auf den Weg brachte (Hans-Jörg Rheinberger: *Differenz, Schrift. Anmerkungen zur Geschichte epistemischer Dinge*. Marburg 1992), hatte Derridas *Grammatologie* mit übersetzt (Jacques Derrida: *Grammatologie*. Aus dem Französischen von Hans-Jörg Rheinberger und Hanns Zischler. Frankfurt a.M. 1983; französische Erstausgabe 1967).

29 Als Überblick und Einführung kurz: Uljana Feest, Thomas Sturm: *What (Good) is Historical Epistemology?* Editors' Introduction. In: *Erkenntnis* 75, 2011, S. 285–302; sowie ausführlich Hans-Jörg Rheinberger: *Historische Epistemologie zur Einführung*. Hamburg 2007.

sondern eine Vergegenwärtigung zentraler Positionen genügt, erläutere ich diese Variante des Flächenparadigmas an einer der neuen Arbeiten, die für die Entwicklung ihrer analytischen Perspektiven und ihrer Erkenntnisziele explizit die Oberfläche in Anspruch nimmt: die doppelte Geschichte der Objektivität und ihres wissenschaftlichen Subjekts.³⁰ Lorraine Daston und Peter Galison rekonstruieren hier die Geschichte der Objektivität, die sie im 19. Jahrhundert ansetzen, nicht als Durchsetzung rationaler Erkenntnis oder als interessengeleitete Finte einer Macht, sondern als unterschiedliche Weisen der Produktion, Plausibilisierung und Repräsentation von wissenschaftlichem Wissen. Dazu entwickeln sie einen neuen analytischen Begriff für die Historische Epistemologie: »epistemische Tugenden«: »Sie sind Normen, die ebenso durch Berufung auf ethische Werte wie auf ihre pragmatische Wirksamkeit beim Wissensgewinn verinnerlicht und verstärkt werden. [...] Epistemische Tugenden verdienen ihr Recht, Tugenden genannt zu werden, weil sie das Selbst formen; und die Art und Weise, wie das geschieht, zeigt Parallelen und Überschneidungen mit den Weisen, wie Wissenschaftstheorie in Wissenschaft übersetzt wird.«³¹ Das empirische Material sind wissenschaftliche Atlanten, also überwiegend Bilder, weil »epistemische Tugenden sich in Bildern ausdrücken und in der Art, wie die Bilder gemacht, verwendet und gegen Konkurrenten verteidigt werden«³². Für die Geschichte der Objektivität rekonstruieren Daston und Galison nun unterschiedliche Erscheinungsformen, auf die sie bei der Untersuchung der Atlanten stießen: zuerst das Ideal der »Naturwahrheit« und die »mechanische Objektivität«, dann »strukturelle Objektivität« und das »geschulte Urteil«. Im hier interessierenden Zusammenhang ist relevant, dass die Historische Epistemologie ihre Erklärungen nicht in der Tiefe sucht. Daston und Galison lehnen explizit Erklärungen ab, die auf »die Französische Revolution, die Industrielle Revolution, die Kantische Revolution, die zweite wissenschaftliche Revolution« und damit auf die »tiefer liegenden – intellektuellen, sozialen, politischen, ökonomischen, technischen – historischen Kräfte« als Gründe und Ursachen im historischen Pro-

30 Lorraine Daston, Peter Galison: Objektivität. Frankfurt a.M. 2007 (englische Originalausgabe 2007).

31 Ebd., S. 43 f.

32 Ebd., S. 45.

zess rekurren.³³ Solche »tiefer liegenden Kräfte« gebe es zwar, aber sie hätten »nur eine Art Fernwirkung«. Stattdessen suchten sie »nach unmittelbaren Verbindungen, nach einer Erklärung im selben Bereich und von derselben Wesensart wie das Explanandum«, das begrüßen sie als »Erklärung, in der Ursachen und Wirkungen nahtlos ineinander griffen«. Dem Problem der Vermitteltheit jeder Erkenntnis, also die »Einsicht, dass wir keinen zeichenfreien und interpretationsunabhängigen Zugang zur Welt und Wirklichkeit (mehr) haben«, als »Leitidee der Moderne«³⁴, begegnen Daston und Galison, indem sie Erkanntes und Erkennen in eins fallen lassen: Der Sinnzusammenhang liegt in der Sache selbst, die ohne ontologischen Sprung erklärt werden soll.³⁵ Die Daten (hier: Bilder in wissenschaftlichen Atlanten) werden nicht wie im Indizienparadigma als Spuren konzipiert. Sie verweisen nicht in die Vertikale, weil »Oberflächlichkeit in gewisser Weise genau der Punkt ist, um den es geht«³⁶: »Wir suchen nach einer Erklärung, die an der Oberfläche der Dinge liegt, nicht nach einer, die sich in mutmaßlichen Tiefen verbirgt. Wir sind gegen den metaphorischen (und metaphysischen) Reflex, der ohne weitere Rechtfertigung das Ausgraben für die privilegierte Methode des Verstehens hält und dem Vergrößern vorzieht; statt dessen meinen wir, daß in manchen Fällen eine Untersuchung von Beziehungen, die alle auf einer Ebene liegen, eine Erweiterung des Blickwinkels, erhellender sein kann.« Das macht nicht nur die flächige Programmatik sehr deutlich, es dokumentiert auch die intensive Auseinandersetzung der Historischen Epistemologie³⁷ mit dem Indizienparadigma.

33 Ebd., S. 37 (dort auch das Folgende).

34 Krämer, Was also ist eine Spur? (wie Anm. 17), S. 12.

35 Damit lassen sie erkenntnistheoretisch genau die Distanz zusammenschnurren, die laut Ginzburgs Rekonstruktion des Indizienparadigmas in der hippokratischen Medizin entwickelt worden war: mit dem semiotischen Instrument des »Symptoms«, das ein menschlich-wissenschaftliches Identifizieren der Krankheit unter der Bedingung göttlichen Erkenntnisvorbehalts möglich machte (siehe oben).

36 Daston, Galison (wie Anm. 30), S. 216 (dort auch das Folgende).

37 Deren Programm ist in intensiver Diskussion. Als aktuellen Beitrag siehe z.B. wissenschaftssoziologisch Katherina Kinzel: Geschichte ohne Kausalität. Abgrenzungsstrategien gegen die Wissenschaftssoziologie in zeitgenössischen Ansätzen historischer Epistemologie. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 35, 2012, S. 147–162. Nicht alle ihre Einwände sind überzeugend; weiterführend

Auf eine ähnliche Weise unzufrieden wie die Historische Epistemologie mit modernen Begründungen, die Geschichte und Gesellschaft als aus Ideen, ökonomischer, militärischer oder politischer Macht hervorgegangen, als durch natürliche Grenzen determiniert oder als durch Sprache konstituiert erklären,³⁸ entwickelten Michel Callon und Bruno Latour theoretische Zugänge, Begrifflichkeiten und analytische Perspektiven, die als Emergenztheorie zusammengefasst werden. Hierbei wird gegen das Indizienparadigma primär in der Ablehnung totalisierender Befunde argumentiert. »Gesellschaft«, soziale Milieus, materielle Objekte werden strikt relational und prozessual betrachtet. Das erforderte neue Begriffe und analytische Zugänge, die den Gegenstand seitwärts alter Entitäten (Gesellschaft, Kultur, Subjekt, Individuum, Milieu, Klasse u.ä.) erschließen: »Akteure« oder »Aktanten« und »Netzwerke« oder »Assoziationen«.³⁹ Wenn hier von Spuren die Rede ist, dann führen sie nicht vertikal zu Ursachen oder Entitäten, sondern horizontal zu Zusammenschlüssen, deren offene Flanken immer mit thematisiert werden.⁴⁰ Bruno Latour hat klar gemacht, dass moderne Gesellschaft wie moderne Wissenschaft auf der ebenso voraussetzungsvollen wie folgenreichen Scheidung des Natürlichen und des Sozialen beruht; er nennt die dazu permanent notwendigen Vor-

sind aber die Problematisierung des »internalistische(n) Wissenschaftsbild(es)« sowie die Frage nach der ungewollten Affirmierung einer ontologischen Scheidung von Sozialem und Wissenschaftlichem in der Historischen Epistemologie (S. 155).

- 38 Latour nennt das die »drei Weisen der Kritik« (Naturalismus, Sozialisierung, Dekonstruktion) (Bruno Latour: Die Krise der Kritik. In: Ders.: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt a.M. 1995, S. 13–16).
- 39 Bruno Latour: Science in Action. How to follow Engineers and Scientists Through Society. Milton Keynes 1987; Michel Callon: Techno-economic networks and irreversibility. In: John Law (Hg.): A Sociology of Monsters. Essays on Power, Technology and Domination. London, New York 1991, S. 132–161; Gustav Roßler: Kleine Galerie neuer Dingbegriffe: Hybride, Quasi-Objekte, Grenzobjekte, epistemische Dinge. In: Georg Kneer, Markus Schroer, Erhard Schüttpelz (Hg.): Bruno Latours Kollektive Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen. Frankfurt a.M. 2008, S. 76–107.
- 40 Bruno Latour: Einleitung: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt a.M. 2006, S. 9–38, darin als Kapitelüberschrift die Frage: »Wie kann man die Aufgabe wiederaufnehmen, den Spuren der Assoziationen zu folgen?«

kommissionen »Reinigungsarbeit« und möchte den Blick auch auf die »Übersetzungsarbeit« lenken, welche der Reinigungsarbeit gegenüber steht und »Hybride« produziert, die Natur-Kultur- oder Natur-Gesellschaft-Trennung immer wieder unterlaufen und transzendieren.⁴¹ Statt nach Strukturen und Ordnungen wird vor allem nach flüchtigem Entstehen und situativen Zusammenschlüssen gefragt, »Verbindungen« interessieren nicht strukturiert, sondern allenfalls als vorübergehende »Stabilisierungen«, die stets auf ihr Gewordensein oder Werden (aber eben nicht auf Geschichte!) verweisen.⁴² Wie in der Historischen Epistemologie sind auch hier die Untersuchungsgegenstände ersten Ranges Wissenschaft und Technik.⁴³

Die theorie-, wissenschafts- und personengeschichtliche Vermessung emergenztheoretischer Ansätze ist in vollem Gange.⁴⁴ Aus der intensiven Diskussion sei hier vorrangig auf zwei Ansatzpunkte hingewiesen: Zum einen auf die Forderung, die von Latour beanspruchte Meta-Position wieder im Kontakt mit anderen theoretischen Ansätzen zu diskutieren; zum anderen die Problematik der Übernahme post-strukturalistischer Subjekttheorie und -philosophie. Der erste Einwand fragt, inwiefern Latours theoretischer Ansatz weniger (wie vom Autor selbst gemeint) eine Überwindung oder Umgehung der von ihm aufgewiesenen modernen »drei Weisen der Kritik« ist, sondern diesen in einem argumentativen Bedingungsgefüge verbunden ist. Konkret: Inwiefern Latours Zurückweisung von Gesellschaftsanalyse als typisch modernen Kritikreflex (»Sozialisierung«) die von Pierre Bourdieu inspirierte Soziologie der Kritik nicht hinter sich lässt, sondern

41 Roßler (wie Anm. 39).

42 Bruno Latour: Technik ist stabilisierte Gesellschaft. In: Andréa Belliger, David J. Krieger (Hg.): ANTHology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld 2006, S. 369–397.

43 Bruno Latour: The Pasteurization of France. Cambridge MA 1988; dies gilt auch für die erste und frühe Rezeption in der Europäischen Ethnologie bei Stefan Beck: Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte (=zeithorizonte, 4). Berlin 1997.

44 Nur drei aktuelle Beiträge: Kneer, Schroer, Schüttpelz (wie Anm. 39); Sebastian Gießmann u.a. (Hg.): Politische Ökologie (Zeitschrift für Kulturwissenschaften 2, 2009); Sebastian Gießmann u.a.: Debatte: Kulturwissenschaft und Akteur-Netzwerk-Theorie. In: ebd., S. 111–151; Nacim Ghanbari u.a. (Hg.): Reinigungsarbeit (Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1, 2013).

vielmehr ihr Komplement darstellt.⁴⁵ Noch wenig diskutiert wurde ein zweiter Einwand, der die Referenz insbesondere des *assemblage-* bzw. *agencement-*Konzepts auf Gilles Deleuzes und Félix Guattaris Positionen in *Tausend Plateaus* und *Rhizom* betrifft.⁴⁶ Diese Werke fußen auf einer spezifischen Theorie des Subjekts, die Deleuze und Guattari in ihrer Kritik der Freud'schen wie der Lacan'schen Psychoanalyse im *Anti-Ödipus* entwickelt haben. Deleuze und Guattari machen in dieser Psychoanalyse-Kritik ein Konzept des »Wunsches« stark, das ihn (und mithin das Subjekt) nicht durch »Gesetz« (z.B. ödipale Familienkonstellation bei Freud) oder durch auf einen »Mangel« reagierendes Begehren (bei Lacan) in Gang gebracht sieht. Sie postulieren, »daß der Wunsch nur anhand der Kategorie der ›Produktion‹ verstanden werden kann. Das heißt, daß man die Produktion in den Wunsch selbst verlegen muß. Der Wunsch hängt nicht von einem Mangel ab, wünschen heißt nicht, etwas entbehren, der Wunsch verweist auf keinerlei Gesetz, der Wunsch produziert.«⁴⁷ Mit dem Begriff »Wunschmaschine« kritisieren Deleuze und Guattari sowohl die Freud'sche Konzeptualisierung des Unbewussten als Produkt und Repräsentation (z.B. patriarchaler Ordnung), als auch die Lacan'sche Position, dass sich das

45 Michael Guggenheim, Jörg Potthast: Symmetrical twins: On the relationship between Actor-Network theory and the sociology of critical capacities. In: *European Journal of Social Theory* 15, 2, 2011, S. 157–178; Mary Tiles: Is Historical Epistemology Part of the ›Modernist Settlement?‹ In: *Erkenntnis* 75, 2011, S. 525–543.

46 Gilles Deleuze, Félix Guattari: *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*. Aus dem Französischen von Gabriele Ricke und Ronald Voullié. Berlin 1992; Gilles Deleuze, Félix Guattari: *Rhizom*. Aus dem Französischen von Dagmar Berger, Clemens-Carl Haerle, Helma Konyen, Alexander Krämer, Michael Nowak und Kade Schacht. Berlin 1977. Diese Werke werden in der praxeografischen Ethnografie zur methodologischen Ausdeutung etwa des Begriffs der »Situation« oder der »Ad-hoc-Qualität [...] technowissenschaftlicher Wissenspraktiken« verwendet; die subjekttheoretischen Prämissen allerdings sind nicht Gegenstand der Erörterung (z.B. Maria Schwertl: Vom Netzwerk zum Text: Die Situation als Zugang zu globalen Regimen. In: Sabine Hess, Johannes Moser, Maria Schwertl [Hg.]: *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*. Berlin 2013, S. 107–126; und Michi Knecht: *Nach Writing Culture, mit Actor-Network: Ethnografie/Praxeografie in der Wissenschafts-, Medizin- und Technikforschung*. In: ebd., S. 79–106).

47 Gilles Deleuze: *Kapitalismus und Schizophrenie*. In: Ders.: *Die einsame Insel. Texte und Gespräche von 1953 bis 1974*. Frankfurt a.M. 2003, S. 338–351, hier S. 339.

Subjekt artikuliert und strukturiert über das Begehren eines Anderen (den Lacan allerdings aus dem familialistischen Konkretismus Freuds löste und als Struktur (der Sprache) fasste): »Unseres Erachtens gibt es eine Wunschproduktion, *die vor jeder Aktualisierung* in der familialen Teilung der Geschlechter und Personen und der gesellschaftlichen Teilung der Arbeit die verschiedenen Formen der Lustproduktion und die zu ihrer Unterdrückung errichteten Strukturen besetzt.«⁴⁸ Sie gehen von einer »Selbsterzeugung des Unbewußten in der Koexistenz des Menschen mit der Natur« aus.⁴⁹ Das Subjekt artikuliert sich hier an einem Nullpunkt: »vor jeder Aktualisierung«, es gibt keine Oberfläche, unter die zu schauen wäre auf der Suche nach Faktoren seiner Gestalt/ung. Und es sollen sich keine festen Bezüge manifestieren, die zu einer »Aktualisierung« führt: »Niemals Wurzeln schlagen«, »keine Repräsentation der Welt, auch keine Welt als Bedeutungsstruktur«.⁵⁰ Das ist eine Philosophie, die den Menschen nicht als exzentrisches Wesen, sondern als selbst-identisch, als selbsterschaffend und unverbunden konzipiert. Hier geht es nicht darum, diese Position als richtig oder falsch zu bewerten. Es sollte aber diskutiert werden, inwiefern ein solches Menschenbild für die regelrechten Schöpfungsgeschichten, welche die aktuelle ethnografische Methodendiskussion »Situationen« und »Momenten« zutraut, Urtext und blinder Fleck zugleich ist: »Vor jeder Aktualisierung« soll die Praxeografie ansetzen (siehe unten). »Aktualisierung« – in der ethnografischen Forschung: Fragen nach sozialer Struktur, nach historischer Überlieferung, nach institutioneller Rahmung u.ä. – sollten nicht sofort mit Struktur determinismus oder Ideengeschichte identifiziert und abgewiesen werden. Die von Deleuze und Guattari postulierte ursprüngliche Identität-Selbst-Produktivität

48 Deleuze und Guattari erklären sich. In: Deleuze (wie Anm. 47), S. 315–337, hier S. 318, Hervorhebung der Verf.

49 Gilles Deleuze, Félix Guattari: Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I. Frankfurt a.M. 1977, S. 69. »Psychoanalyse [...] [bringt] jeden Wunsch und jede Aussage auf eine genetische Achse oder eine übercodierende Struktur herunter; sie fertigen ohne Ende monotone Kopien von den Stadien auf dieser Achse oder den Bestandteilen dieser Struktur an; die Schizoanalyse dagegen weist jeden Gedanken an ein abkopiertes Schicksal mit Entschiedenheit zurück, welchen Namen man diesem auch immer geben mag, ob man es göttlich, anagogisch, historisch, ökonomisch, struktural, hereditär oder syntagmatisch nennt.« (Deleuze, Guattari 1977 (wie Anm. 46), S. 22).

50 Deleuze, Guattari 1977 (wie Anm. 46), S. 36 u. 40.

des Subjekts sollte situiert werden im Kontext der Auseinandersetzungen um Strukturalismus und (Freud'sche wie Lacan'sche) Psychoanalyse der 1960er-Jahre. Es ist erstaunlich, welche fraglose Verwendung dieser subjekttheoretische Beitrag gegenwärtig in der Analyse von Gesellschaft und Kultur erfährt, und es ist auch erstaunlich, wie wenig die offensichtliche Passung der zweiten Entdeckung von Deleuzes und Guattaris Werk zu neoliberalen Selbstgestaltungs- und Selbstverantwortungspolitiken bisher problematisiert wurde.

In der Situation der Praxeografie: Fragen an methodische Konsequenzen der emergenztheoretischen Orientierung

In der Europäischen Ethnologie haben vor allem die Berliner Untersuchungen zur Sozialanthropologie der Lebenswissenschaften und zur Wissenschafts- und Technikforschung emergenztheoretische Ansätze aufgegriffen und in intensiven Arbeiten empirisch entwickelt. Das beinhaltet auch eine Absage an das Indizienparadigma und die damit verbundenen Deutungshorizonte. Das Erkenntnisinteresse ist es aufzuzeigen, wie »diese Welt immer wieder hergestellt und ›enacted‹ und wie spezifische soziale Ordnungen ausgehandelt und stabilisiert werden.«⁵¹ Man will keine zeit- und wesensfixierten Entitäten, sondern hybride Formen und Formate wie beispielsweise eine Krankheit, beschreiben. Deshalb sind der Untersuchungsgegenstand »nicht die Akteure oder sozialen Kollektive«, sondern »eindeutig die Praktiken selbst sowie ihre Konstellationen und ›Gefüge‹«⁵². Das neue Erkenntnisziel, das nicht verborgene Kräfte oder feststehende, stabile Gründe aufspüren will, die Ordnungen zusammenhalten, sondern das Bezüge als permanent ausgehandelte und immer wieder neu gefestigte Zusammenstellungen konzipiert, erfordert eine neue Methode: Wie kann man ein Phänomen eingehend untersuchen und zugleich im Moment und an der Oberfläche bleiben?

51 Michi Knecht: Ethnographische Praxis im Feld der Wissenschafts-, Medizin- und Technikanthropologie. In: Stefan Beck, Jörg Niewöhner, Estrid Sørensen (Hg.): Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung. Bielefeld 2012, S. 245–274, hier S. 258.

52 Ebd., S. 249.

Die Praxeografie nun soll emergenztheoretische Einsichten und Orientierungen methodisch operationalisieren, und zwar als »eine Beschreibungspraxis von Wirklichkeit, die auf Verben fokussiert und das unabschließbare ›Gemacht-Sein‹ von Prozessen und Ordnungen betont«⁵³. Eine »Epistemik ethnographischer Offenheit« trägt diese Methode, und das bedeute, dass diese »sich in der Regel nicht an a priori definierten Kategorien ausrichte(t)«⁵⁴. »So sollen möglichst weit und breit und vielfältig Eindrücke aufgenommen und Wissen generiert werden. Durch diese Offenheit, durchaus auch durch eine gewisse, anfängliche Ziellosigkeit im Feld, können quasi hinter dem Rücken der Ethnographinnen und Ethnographen selbst Daten generiert werden, die die Forschenden bewusst gar nicht gesucht haben.« Ziel ist eine von Marilyn Strathern so genannte »immersion«, wörtlich also das Eintauchen oder die Versenkung in das Forschungsfeld, wobei hier weniger die Intensität der Einlassung, sondern vor allem der als Serie wiederholte Feldkontakt gemeint ist.⁵⁵ Dies sei eine besonders geeignete Methode um etwas zu finden, was man nicht gesucht habe. Die praxeografische Datenerhebung wird hier zudem nicht als abgrenzbare Praxis verstanden, sondern Wissenschaft bleibt Teil gesellschaftlicher Realität: »Feldforschung (muss) immer als kollaborative bzw. intervenierende Praxis ernst genommen werden«, und sie »untersucht kontinuierlich auch ihre eigenen Wirkungen in und ihre eigenen Beziehungen zu den von ihr erforschten Feldern«⁵⁶. Besondere Aufmerksamkeit verdient, so Knecht, »die Ankunftsszene«. Sie bezieht sich dabei auf George Marcus, der in Ethnografien dokumentierte Ankunftsszenen darauf hin befragt hat, »was sie über die Beziehungen zwischen Forschenden und Erforschten, die Konzeption des Untersuchungsgegenstandes [...] aussagen«⁵⁷. Das bringt ihn zur Erkenntnis, dass Ankunftsszenen »verdichtete Darstellungen der regulativen Ideale von Methoden« sind. In Summe ergebe sich dadurch, so die praxeografische Methodologie, ein

53 Ebd., S. 258.

54 Ebd., S. 261 f. (dort auch das Folgende).

55 Michi Knecht, Maren Klotz, Stefan Beck: Reproductive Technologies as Global Form: Introduction. In: Dies. (Hg.): Reproductive Technologies as Global Form. Ethnographies of Knowledge, Practices, and Transnational Encounters. Frankfurt a.M., New York 2012, S. 11–26, hier S. 21 (dort auch das Folgende).

56 Knecht (wie Anm. 51), S. 245 u. 261.

57 Ebd., S. 265 (dort auch das Folgende).

»neue(s) Verständnis ethnographischen Arbeitens«, das seine Daten als »Begegnungswissen« produziert. Entscheidend ist dabei »die ambivalente Produktivität, die in diesen Begegnungen durch Reibung [...] erzeugt wird«⁵⁸. »Praxeografie« wird in der Diskussion um »Historische Ethnografie« mittlerweile auch für historische Forschung reklamiert.⁵⁹

Die Forschungsergebnisse, denen die praxeografische Programmatik zugeschrieben wird, sind in der Tat neu. Die Kultur- und Sozialanthropologie ist international und die Europäische Ethnologie im deutschsprachigen Raum führend in der empirischen Wissenschaftsforschung im Allgemeinen und in der Erforschung der Nutzung von Reproduktionsmedizin im Besonderen. Das ist wirklich verdienstvoll und notwendig, wenn man sich etwa anschaut, wie die mit wesentlich mehr Ressourcen ausgestattete Familiensoziologie das Thema verschlafen hat und mit was für einer hilflosen und normativen Terminologie sie es manchmal benennt.⁶⁰

Nicht neu aus der Perspektive der Europäischen Ethnologie sind jedoch die methodischen Orientierungen und Hinweise für die Datenerhebung – vieles, was unter dem Titel »Praxeografie« als neu bezeichnet wird, ist aus der langen Geschichte der Ethnografie schon bekannt. Dazu zunächst ein kurzer Verweis auf einen (allerdings auch zu kritisierenden) Vordenker des »Begegnungswissens«, Georges Devereux: Noch radikaler als Sigmund Freud (für den das empirische Datum schlechthin die Übertragung war), so Devereux, haben Einstein und Heisenberg klar gemacht, »daß wir Ereignisse nur »am« Beobachter beobachten können« – in der psychoanalytischen Terminologie wäre das die Gegenübertragung.⁶¹

58 Ebd., S. 254. An anderer Stelle wird deutlich, dass dieses Potenzial aber kaum genutzt wird: »Im Vergleich zur Ethnografie allgemein spielt die soziale Dimension der Teilnahme der Forschenden am Geschehen und die Reflexion dieser Partizipation in der Praxeografie eine sehr untergeordnete Rolle.« (Knecht [wie Anm. 46], S. 99).

59 Jens Wietschorke: Historische Ethnographie. Möglichkeiten und Grenzen eines Konzepts. In: Zeitschrift für Volkskunde 106, 2010, S. 197–224.

60 Nur ein Beispiel: »Kinder, die auf technische Weise zur Welt kommen, sind natürlich kein technisches, sondern u.U. ein praktisches, soziales und soziokulturelles Problem.« Herbert Schweizer: Soziologie der Kindheit. Verletzlicher Eigen-Sinn. Opladen 2007, S. 113–116.

61 Georges Devereux: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. München, Wien 1973, S. 17.

Devereux also sah das Problem gerade nicht darin, dass die Verhaltenswissenschaften sich fälschlicherweise und zu sehr an von den Naturwissenschaften gesetzten Maßstäben – im hier interessierenden Zusammenhang: objektive Wahrnehmung, gemäß der oben erörterten Position Ginzburgs: dem galileischen Paradigma – orientieren. Sondern er sah es darin, dass sie sich zu wenig an den Naturwissenschaften orientieren bzw. der eben dort längst abgelösten Newton'schen Epistemologie mit einer scheinbar gegebenen Trennbarkeit von Objekt und Beobachter ahistorisch verhaftet bleiben. Devereux' Einsicht wird in der Methodendiskussion immer wieder vergessen oder auf ethnopsychanalytische Verfahren im engeren Sinne reduziert, sonst könnte die praxeografische Forschungsbeziehung nicht als methodische Novität vorgeschlagen werden. Dort, wo ihre empirischen Verfahren genauer benannt sind, offenbaren sich dann die schon in vielen Forschungsfeldern lange üblich gewordenen, bewährten Kombinationen aus zeitlich eher kurzer teilnehmender Beobachtung, einer Reihe an Interviews (manchmal als Tiefeninterviews bezeichnet oder per Email geführt), Feldtagebuch, thematischer Codierung des verschriftlichten und/oder gesammelten Materials, manchmal ergänzt durch Reflexionen in der ersten Person Singular oder einem imaginierten anderen Ausgang einer Geschichte (Schreib-Experiment), manchmal verglichen mit Fällen aus Medienberichten und/oder aus der Forschungsliteratur.⁶² Weil die Auseinandersetzung mit der Datenproduktion durch Begegnungen und in Beziehungen in der Europäischen Ethnologie seit den 1980er-Jahren nicht berücksichtigt wird,⁶³ kann aber behauptet werden,

62 Z.B. die Fallstudien in Stefan Beck u.a. (Hg.): *Verwandtschaft machen. Reproduktionsmedizin und Adoption in Deutschland und der Türkei* (=Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge, 42). Berlin 2007; und in Knecht u.a. (wie Anm. 55).

63 Programmatisch immer noch: Utz Jeggle (Hg.): *Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse* (=Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 62). Tübingen 1984. Er verweist ausführlich auf einen Pionier, der in der Volkskunde früh methodisch-analytischen Einblick in die Begegnungssituation gab: Dietmar Sauermann: *Gedanken zur Dialogstruktur wissenschaftlicher Befragungen*. In: Rolf Wilhelm Brednich u.a. (Hg.): *Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der Volkskundlichen Forschung*, Freiburg 1982, S. 145–153 (Utz Jeggle: *Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde*. In: Ders. [ebd.]: S. 11–46, hier S. 44–46). Als Ethnografien mit Verwendung der Beziehungs- und Begegnungsdimension als

dass »Begegnungswissen« ein neues Konzept der Datenproduktion sei. Auch der Hinweis auf die Potenz ethnografischer Verfahren, auf Neues seitwärts der formulierten Forschungsabsicht zu stoßen, ist seit langem Teil der ethnologischen und volkskundlichen Wissenschaftsgeschichte wie der Lehrmeinung und methodisch-reflexiven Fallstudien in beiden Fächern.⁶⁴ Da die Arbeiten aus der Europäischen Ethnologie, die den Flurfunk von Unternehmen lange abgehört haben,⁶⁵ beiseitegelassen werden, muss für den Hinweis auf »Treppenwitz, Bürogerücht, Anekdoten und alltägliche Geschichten« als Quellen für »das inoffizielle, häufig implizite Wissen« von hochqualifizierten Experten auf »Para-Ethnographie« als neuen Zugang verwiesen werden.⁶⁶ Wenn man bisherige Offenlegungen und kritische Diskussionen von Ethnografie als politische Situationen ignoriert,⁶⁷ können »Kollaboration«

Datenquelle: Katharina Eisch: *Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums* (=Bayerische Schriften zur Volkskunde, 5). München 1996; Elisabeth Timm: *Ausgrenzung mit Stil. Über den heutigen Umgang mit Benimmregeln*. Münster 2001. Auch an anderer Stelle werden viel zitierte Programmatiken zusammengefasst statt die Praxis der Reflexion resümiert, was dieselbe wissenschaftsgeschichtliche Lücke produziert (Sabine Hess, Maria Schwertl: *Vom »Feld« zur »Assemblage«? Perspektiven europäisch-ethnologischer Methodenentwicklung – eine Hinleitung*. In: Hess u.a. [wie Anm. 46], S. 13–37, hier S. 21–25).

- 64 Siehe nur den viel zitierten Klassiker: Edward Evan Evans-Pritchard: *Some Reminiscences and Reflections on Fieldwork*. In: *Journal of the Royal Anthropological Society of Oxford* IV/1, 1973, S. 1–12. Für die Europäische Ethnologie siehe die darauf bezogene Argumentation bei Jeggle, *Zur Geschichte* (wie Anm. 63), S. 28, und bei Elisabeth Timm: *Eine mißachtete Bedeutung oder das Skript im Kopf der Forscherin*. In: Katharina Eisch, Marion Hamm (Hg.): *Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse* (=Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 93). Tübingen 2001, S. 112–123, hier S. 112 f.
- 65 Z.B. Andreas Wittel: *Belegschaftskultur im Schatten der Firmenideologie. Eine ethnographische Fallstudie*. Berlin 1996, sowie zahlreiche Fallstudien in den Publikationen der dgV-Kommission für Arbeitskulturen (<http://www.dgv-arbeitskulturen.de/deutsch/publikationen/>, Zugriff 29.3.2013).
- 66 Knecht (wie Anm. 51), S. 257.
- 67 Als kurzes Beispiel zur Veränderung des Feldes durch die Ethnografin und vice versa wie zur Reflexion dieses Materials siehe die Forschung von Franziska Becker: *Die Macht des Feldes. Feldforschung und Politisierung vor Ort*. In: Eisch, Hamm (wie Anm. 64), S. 26–47, ausführlich Dies.: *Ankommen in Deutschland. Einwanderungspolitik als biographische Erfahrung im Migrationsprozess russischer Juden*. Berlin 2001 sowie die Ethnografie des bayerisch-böhmischen Grenzraums von Katharina Eisch (wie Anm. 63).

und »Intervention« als methodische Neuperspektivierung reklamiert werden. Das wirft auch Fragen nach dem praxeografischen Verständnis von Macht in der Forschungssituation auf: »Informanten werden zu Gegenübern, Projektkolleginnen und Kollegen oder Mitforschenden.«⁶⁸ Diese Rollenzuweisung mag für ein sehr eng umschriebenes Milieu in Wissenschaft, Medizin und Technik möglich sein, muss aber auch als Identifikation und somit als mögliche Abwehr problematisiert werden, und findet schließlich dort eine Grenze, wo Wissenschaft keine Lebensweise ist.⁶⁹ Da das, was bisher über das Moment des »Anfangs« (erster Kontakt, Ankunft, Gesprächsbeginn) in einer ethnografischen Forschung prinzipiell und in empirischen Exempeln erarbeitet wurde,⁷⁰ nicht präsent ist, kann der Inhaltsreichtum des ethnografischen Anfangs eine praxeografische Entdeckung sein.

Erst solche Auslassungen (und hier sind nur wenige Nachweise genannt) der empirischen Ethnografien wie der methodischen Reflexion in der Europäischen Ethnologie (und auch in anderen Disziplinen) seit den 1980er-Jahren machen es möglich, die klassische, holistische Feldforschungsmonografie der britischen und US-amerikanischen Sozial- und Kulturanthropologie argumentativ als Kontrastfolie einzusetzen und mit Kolumbusgeste zu konstatieren, dass mit Praxeografie als »radikal« »neuer« ethnografischer Methode Neuland betreten werde.

Was dafür auch ignoriert wird, ist die methodische Einsicht, dass in der Methodendiskussion schon lange klar gemacht wurde, dass der Zusammenhang von empirischen Befunden nicht aus einer vorgeschalteten Theorie deduzierbar ist, sondern aus der Analyse des Materials heraus offen entwickelt werden muss.⁷¹ Das erfordert eine empirienaher Einzelfallreflexion aus konkreten Forschungen. Diese Spezifik des ethnografischen Zugangs ist einer der gewichtigen Gründe dafür, dass sich ethnografische Verfahren in Lehr- und Methodenbüchern nur

68 Knecht (wie Anm. 51), S. 268.

69 Dieses Argument z.B. auch von: Johannes Moser, Simone Egger: Stadtansichten. Zugänge und Methoden einer urbanen Anthropologie. In: Hess u.a. (wie Anm. 46), S. 175–204, hier S. 198.

70 Allgemein: Utz Jeggle: Das Initial. In: Tübinger Korrespondenzblatt 38, 1991, S. 33–36 (er spricht vom Initial als gut deutbare »Quintessenz« oder »komprimierte Summe« eines Gesprächs, ebd., S. 34), sowie als eine Fallstudie Timm (wie Anm. 64).

71 Utz Jeggle: Vorbemerkung. In: Ders. (wie Anm. 63), S. 7–10.

begrenzt curricularisieren lassen. Das Bereitstellen eines »Toolkits«⁷² erfüllt zwar geläufige Vorstellungen dessen, was Methoden sind, hat aber, sobald von jeder konkreten Erfahrung abgesehen wird, didaktisch nur begrenzten Nutzen – was bei einer erfahrungswissenschaftlichen Disziplin auch nicht verwundert. Deshalb hat Utz Jeggle die empirienahe Reflexion, also eine Kasuistik, als methodologische Lehrmeinung vertreten. Das speiste sich natürlich aus psychoanalytischen Einsichten, allerdings weit weniger bei den Interpretationen und Deutungen, sondern viel mehr bei der Konzeptualisierung der Datenproduktion. Auch bei Jeggle sind die Daten Spuren,⁷³ aber die Gewissheit eines Indexes gibt es nicht mehr. Eine Irritation im Forschungsprozess, ein Konflikt im Interview oder ähnliches werden von allen empirischen Verfahren, die auf das Spurensicherungsprinzip, das Indizienparadigma referieren, als bedeutungsvolles Zeichen konzipiert – auf welche Verbindungen es verweist ist allerdings vorher nicht bestimmbar.⁷⁴

72 Sabine Hess, Johannes Moser, Maria Schwertl: Vorwort. In: Hess u.a. (wie Anm. 46), S. 7–12, hier S. 8.

73 Wie doch auch in der Emergenztheorie – etwa, wenn eine Situation wie der »Anfang« als verdichteter Wegweiser zum jeweiligen Untersuchungsgegenstand indexikalisch gelesen wird (Knecht [wie Anm. 51], S. 265), was dem Konzept, dass es »nichts außerhalb von Praxis« gebe, widerspricht.

74 Ein instabiles Spurenlesen praktizierte ausgerechnet Devereux (wie Anm. 61). Devereux trug seiner Einsicht in die Einschlägigkeit der Beziehung zwischen Forschungssubjekt und Forschungsobjekt als Quelle zwar Rechnung, indem sein 400seitiges Methodenbuch eben keine »Checkliste« für Interviews bietet und auch keine gut gemeinten Ratschläge (man solle für eine entspannte Atmosphäre sorgen und ganz offen an die Sache herangehen). Sondern das Buch besteht aus der Erörterung von weit über 400 Fallgeschichten aus der Literatur, aus eigener und anderer ethnologischer, psychoanalytischer und soziologischer Forschung. Allerdings schleift Devereux die Empirie dann durch eher starre psychoanalytische Deutungen, was zu einer morphologischen Katalogisierung von Gegenübertragungsformen führt; die offenen Flanken der Beziehungssituationen werden dabei gerade nicht aufgefächert, sondern systematisch verschlossen. Wenn man sich da lesend durchgekämpft hat wird klar, warum ethnopsychanalytische Verfahren im engeren Sinne keine besonders breit betriebene Herangehensweise in der Sozialforschung und Kulturanalyse werden konnten. Als instruktives Beispiel einer Kasuistik siehe hingegen: Karl Fallend: Unsere Forschung bewegt uns – aber von wo wohin? Nationalsozialismus in biographischen Gesprächen. Empirische Blitzlichter auf »Angst und Methode« im qualitativen Forschungsprozess. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 19, 2008, H. 2, S. 64–97.

»Die vage(n) Einsicht [...], daß *alles mit allem irgendwie zusammenhängt*. Darum geht es [...] nur bedingt; die vorgestellte Methodik geht zwar von dieser Tatsache aus, aber es geht ihr um das *Irgendwie*. Wie etwas zusammenhängt, das ist unsere Generalfrage, die nicht generell zu beantworten ist, sondern jeweils im Einzelfall mit jeweils verschiedenen Methoden neu zu stellen ist.«⁷⁵ Jeggle wollte mit der Konzeptualisierung des Forschungsprozesses als Feld von Kräften und Beziehungen, gerade nicht zuhandene Theoreme oder Gesellschaftsdiagnosen dem ethnografischen Verfahren überordnen, sondern er plädierte dafür, »das empirische Setting für Überraschungen zu öffnen und die Forschungssituation nicht durch allzu enge Vorgaben und Hypothesen einzugrenzen. Das Material wird nicht ›gesammelt‹, sondern es entsteht in der Situation der Begegnung, deren Analyse deshalb ein viel größeres Interesse als bisher verdient.«⁷⁶ Das Prinzip des Spurenlesens bringt die Forschung hervor, aber es ist ein bodenloses Spurenlesen ohne Register oder Index, in dem die Verweise stabilen Referenzen zugeordnet wären. Diese Einsicht kann nur mit erheblichen Verlusten auf eine mitteilbare ›Information‹ über Forschungsmethoden reduziert werden; die ethnografische Sache bedarf der Erfahrung mit eigener Verwickeltheit in der Forschung und deren komparative Erörterung.

Die praxeografischen Arbeiten hingegen geben nur wenig Einblick in die Begegnungen. Verborgener werden schließlich auch Kontexte: Erfordert die Fokussierung auf Praktiken und Gefüge es, auf die Darstellung der Konturen und Dimensionen eines Feldes zu verzichten? Der Grund dafür ist, dass emergenztheoretische Ansätze ja aus Prinzip (und zunächst auch mit gutem Grund) Gesellschaftsdiagnosen ablehnen. Genau die ermöglichen es aber, die gesellschaftliche und historische Position der forschenden Person im Allgemeinen ebenso wie die spezifische Position in einer Forschungssituation zu interpretieren. Durch diese Gesellschafts-Abstinentz ergibt sich in der Praxeografie eine neue Problematik ethnografischer Autorität: Es wird nicht mehr eine scheinbar neutrale (nur vorübergehend teilnehmende) Beobachtungsposition reklamiert, sondern Fragen nach Struktur, Geschichte und Gesellschaft werden pauschal als essentialistisch abgelehnt und mit einem Positivismus des Moments und einem Positivismus der si-

75 Jeggle (wie Anm. 71), S. 8 (Hervorhebungen im Original).

76 Ebd., S. 9.

tuativen Performanz beantwortet, welche die forschende Person allein beherrschen kann: »Während die Ethnographie in der Regel einzelnen Akteuren und Akteursgruppen ein substanzielles, über Situationen hinweg konstantes Wesen zuschreibt, stabilisieren sich Akteure, in der Perspektive praxeologischer Forschungsansätze, auch nur für den Moment einer spezifischen Praxis«:⁷⁷ »Nichts ist außerhalb von Praxis.«⁷⁸

Es ist offensichtlich, dass und wie vielfache Kritik dem Indizienparadigma den Boden vorgefertigter Interpretamente, Strukturdeterminismen und (identitärer) Totalitäten entzogen hat. Die Oberfläche aber ist kein Niemandsland, und eine praxeografische Perspektive ist kein Parabelflug, mit dem der forschenden Person oder dem Untersuchungsgegenstand Schwerelosigkeit verschafft werden könnte. Auch für das bodenlose Spurenlesen ist eine kritische Theorie des Subjekts erforderlich, und emergenztheoretische Einsichten sind mit dem Einwand zu konfrontieren, dass sich Gesellschaft nicht voluntaristisch in Momente oder Situationen auflösen lässt. Das, was in der Kritischen Theorie einmal »Gewalt des Zusammenhangs«⁷⁹ genannt worden ist, bleibt zu untersuchen.⁸⁰ Die Frage nach dem Geschichte und Subjekt gewordenen Zusammenhang, der auch über eine indizienparadigmatische Herangehensweise erschlossen werden muss, ist mit gutem Grund nicht mehr die einzige Forschungsperspektive, die wir kennen. Sie ist allerdings besonders dann ein notwendiges Korrektiv, wenn praxeologische Ansätze in eine emergenztheoretische Feier des Moments und der Oberfläche kippen, bei der die forschende Person

77 Knecht (wie Anm. 51), S. 258.

78 Jörg Niewöhner, Estrid Sørensen, Stefan Beck: Einleitung. Science and Technology Studies aus sozial- und kulturalanthropologischer Perspektive. In: Beck u.a. (wie Anm. 51), S. 9–48, hier S. 21.

79 Oskar Negt, Alexander Kluge: Geschichte und Eigensinn. Geschichtliche Organisation der Arbeitsvermögen – Deutschland als Produktionsöffentlichkeit – Gewalt des Zusammenhangs. Frankfurt a.M. 1981.

80 Das wird in der Medizinanthropologie bzw. in der ethnologischen Wissenschafts- und Technikforschung nur selten stark gemacht, siehe z.B. den mehr gesellschaftstheoretisch und machtkritisch argumentierenden Beitrag, der auch auf den Bias im Sample eingeht (befragt und wissenschaftlich repräsentiert werden ausschließlich Frauen bzw. Paare, die gesunde Kinder empfangen und geboren haben): Sabine Hess: Flexible reproduktive Biografisierung: Zum Kinder-Machen im Zeitalter biopolitischer Möglichkeiten – von Zeugungsstreiks und Spielmentalitäten. In: Beck u.a. (wie Anm. 62), S. 109–123.

auf eine neue Weise wieder als Souverän fungiert – weil es nämlich außerhalb der »Situation« nichts gibt. Emergenztheoretische Zugänge können schlecht fassen, wie sich Stabilisierungen zu Geschichte aufhäufen, sie können Wiederholungen, Erwartbares, Strukturen und Regelmäßigkeiten nicht fassen,⁸¹ und sie können auch nicht erklären, wie routinisiertes Alltagshandeln zustande kommt – weil »Zeit« in diesem Ansatz untertheoretisiert ist. Solche Probleme sind Teile der Erbschaft aus dem Entstehungskontext, dem naturwissenschaftlichen Labor. »Laborforschung« und »Forschungslabor« sind deshalb nicht nur Synonyme der Latour'schen Studien wie des wissenschaftlichen Arbeitens in Orientierung an der Emergenztheorie geworden. Diese Begriffe informieren auch über ein Problem, nämlich die Tendenz »to imagine all fields of society according to science, thereby ignoring important differences«⁸², »Die Welt als Labor« zu konzipieren.⁸³

Das Labor ist der Ort, an dem alles möglich sein könnte und alles möglich gemacht werden soll. »Situationen« aber sind, um es in der Sprache der praxeografisch bevorzugten Forschungsfelder zu formulieren, nicht omni- oder totipotent sondern allenfalls pluri- oder multi-

81 Das wird gelegentlich kurz benannt (Michi Knecht, Maren Klotz: Wissenswege lokal-global: Zur Ethnographie von Wissenspraxen und Regulierungsformen im Umgang mit Reproduktionstechnologien. In: Sonja Windmüller, Beate Binder, Thomas Hengartner [Hg.]: Kultur – Forschung. Zum Profil einer volkskundlichen Kulturwissenschaft. Berlin 2009, S. 211–236, hier S. 233), bremsst aber die mit der Praxeografie verbundene Absage an alle über »Moment« und »Situation« hinausgehenden Perspektiven nicht.

82 Guggenheim, Pothast (wie Anm. 45), S. 173.

83 Michi Knecht (wie Anm. 46), S. 96.

84 Es ist kein Zufall, dass gerade aus der historischen Forschung heraus auf »Kontextualisierung« und »Vorwissen« verwiesen wird, die notwendig sind, um Quellen materiell zu finden und analytisch zu befragen (Sabine Kienitz: Forum Hist. Anthropologie: Von Akten, Akteuren und Archiven. Eine kleine Polemik, in: H-Soz-u-Kult, 11.09.2012, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1867&type=diskussionen>, Zugriff: 29.3.2013). Siehe auch einen ähnlichen Einwand gegen praxeografische Konzepte in der Historischen Ethnografie von Carola Lipp: Perspektiven der historischen Forschung und Probleme der kulturhistorischen Hermeneutik. In: Hess u.a. (wie Anm. 46), S. 205–246, hier S. 223 f.: Lipp fordert, dass »eine historische Forschung zuerst diese soziokulturellen Faktoren zu bestimmen hat«, weil die »Dynamiken und Effekte der Verteilung der Kapitalien im Feld [...] die Strukturbedingungen des Handelns prägen und die Dispositionen der Handelnden formen«.

potent.⁸⁴ Deshalb bleibt es notwendig, ethnografische wie historische Forschung auch über die Oberfläche hinaus zu konzipieren, als bodenloses Spurenlesen: hermeneutisch und sinnerschließend, kontextualisierend, historisch situiert, bewegt von »jener ganzen großen kritischen Unruhe« (Michel Foucault), die das Flächenparadigma eigentlich los werden wollte. Damit ist auch erkennbar, dass gerade die Attribuierung von Praxeografie als »neu« ein außerordentlich starkes Datum des utopisch-atopischen Programms ist, auf dem diese auch fußt: Die Welt erschaffen und Leben artikulieren zu wollen ohne Geschichte(n) zu erzählen: »asignifikant und nichtsubjektiv«⁸⁵.

85 Deleuze, Guattari 1977 (wie Anm. 46), S. 15. Genauer, aber im deutschen Vokabular nicht vorgesehen, wäre: »nicht signifiziert« oder »unbedeutet« (sic!) und »nicht subjekthaft« oder »nicht subjektförmig«. Im französischen Original »asignifiantes et asubjectives« (Gilles Deleuze, Félix Guattari: Rhizome. Introduction. Paris 1976, S. 25). Deleuze, Guattari 1992 (wie Anm. 46), S. 95, geht es um »Ausdrucksformen ohne Zeichen«, also um eine Artikulation seitwärts der Dichotomie Signifikant-Signifikat.

